

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst  
**Band:** 12 (1922)  
**Heft:** 6  
  
**Artikel:** Berlin und Potsdam [Schluss]  
**Autor:** H.B.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-634628>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 15.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



Dom, Schloss und Lustgarten.

daß nun bald große Kontinente zwischen ihnen lagen. Näher und näher trat die Drohung der Trennung durch unendliche Meere, die nicht mehr zu überbrücken waren.

(Fortsetzung folgt.)

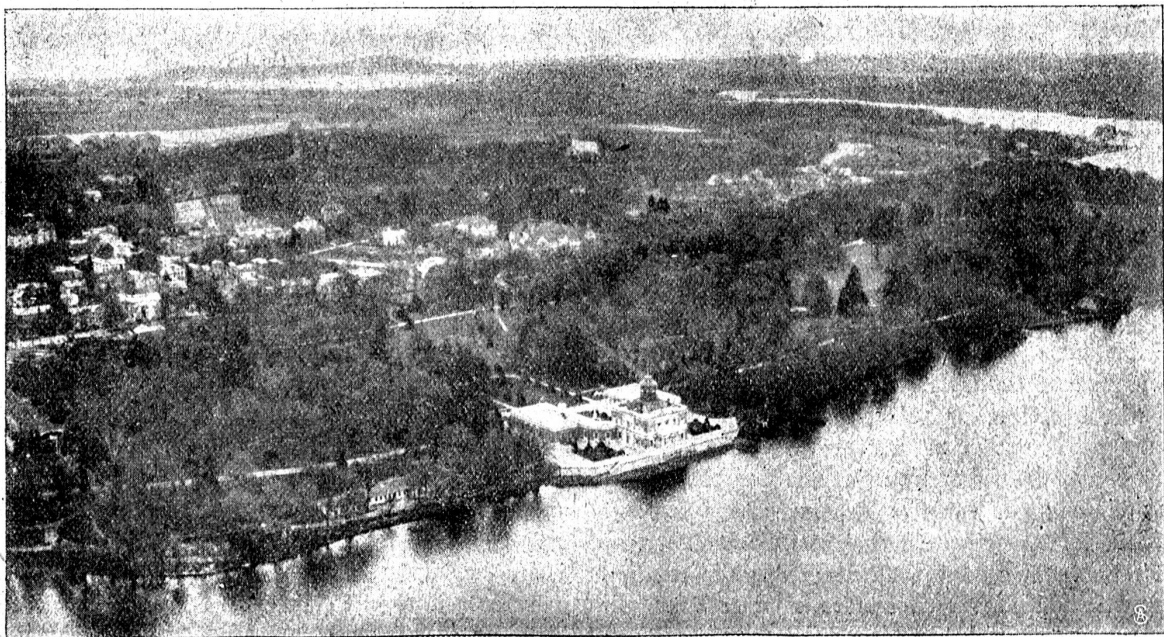
## Berlin und Potsdam.

(Schluß.)

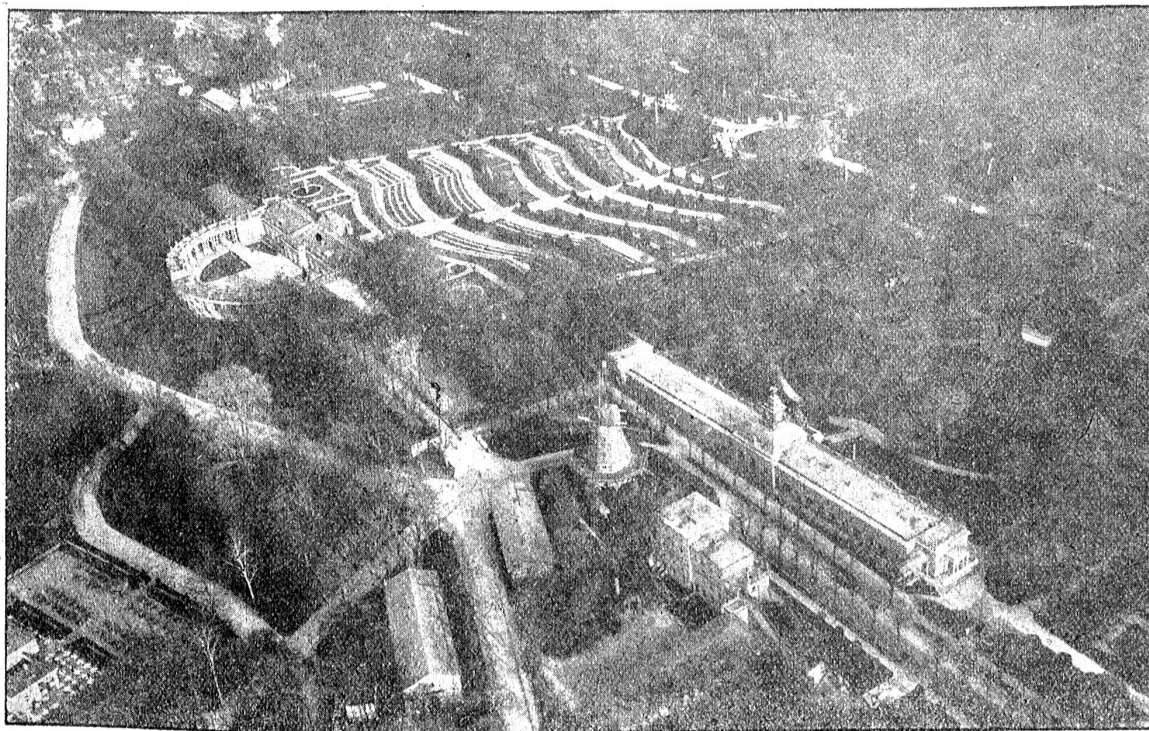
Ein Berner, der im kleinen all diese Dinge aus der Nähe schon kennt, braucht wohl keine Entschuldigung dafür, daß er in Berlin für drei vier Tage sich in dieses Treiben hineinstürzte und mitschwamm, wohin der große Strom ihn zog. Wir zwei bummelten reichlich durch die belebtesten Straßen, fuhren nach Herzenslust auf der Stadt- und Untergrundbahn hinaus in die Vorstädte, genossen das bunte Treiben im Zoologischen und im Lunapark mit seinen feen-

haften Champions, seiner Musik, seinen Künstlern auf dem hohen Seil, seinen Jux- und Foxtrott-Truppen, seiner „Liebesgrotte“ und seinem Tanzrad. Größere Sportveranstaltungen fanden an jenem heißen Sonntag, der uns in Berlin oder richtiger in Potsdam sah, nicht statt; wir hätten sie kaum besucht, wiewohl uns diese Seite des Großstadtlebens nicht wenig interessierte; aber wir hatten uns zum Alten Fritz nach Sanssouci eingeladen und hätten uns von diesem Besuch durch keine Verlockung abhalten lassen. Als wir an jenem Abend nach Berlin zurückkehrten, verlief sich „Unter den Linden“ gerade eine der 300 großen Demonstrationsversammlungen gegen den Krieg, die die sozialistischen Parteien auf jenen Sonntag einberufen hatten. Auch diese Gelegenheit, Berlinerleben zu beobachten, hatten wir zu unserm Bedauern verpaßt.

Doch darf ich schon Freund Ueli zuliebe, der der ge-sehteste und ernsthafteste Berner ist, den man sich vorstellen kann, nicht die Meinung aufkommen lassen, wir hätten unsere Berliner Tage nur so leicht hin verbummelt. Das Gegenteil ist die Wahrheit. Für unsere Ausdauer, mit der wir Bädeder durch die Museen Berlins: durch das Alte und Neue Museum, die Nationalgalerie, das Kaiser Friedrich Museum, das Museum für Meereskunde, durch den Dom, über all die Plätze mit den ungezählten Standbildern und Reiterstatuen, hinauf in die Siegessäule, hindurch durch die Siegesallee folgten, ohne zu seufzen und zu ermatten — oder, Freund Ueli, sage ich zu viel? — für diese Leistung in vier kurzen Tagen verdienen wir entschieden Lob. Berlin ist nicht umsonst berühmt durch seine gediegenen Museen; dies im Ernst gesprochen. Zum Glück für uns, die wir unsern Bildungshunger in etlichen andern Museen, so den nicht unbeträchtlichen in Leipzig und Dresden — von denen in



Das Marmorpalais am Havelsee.



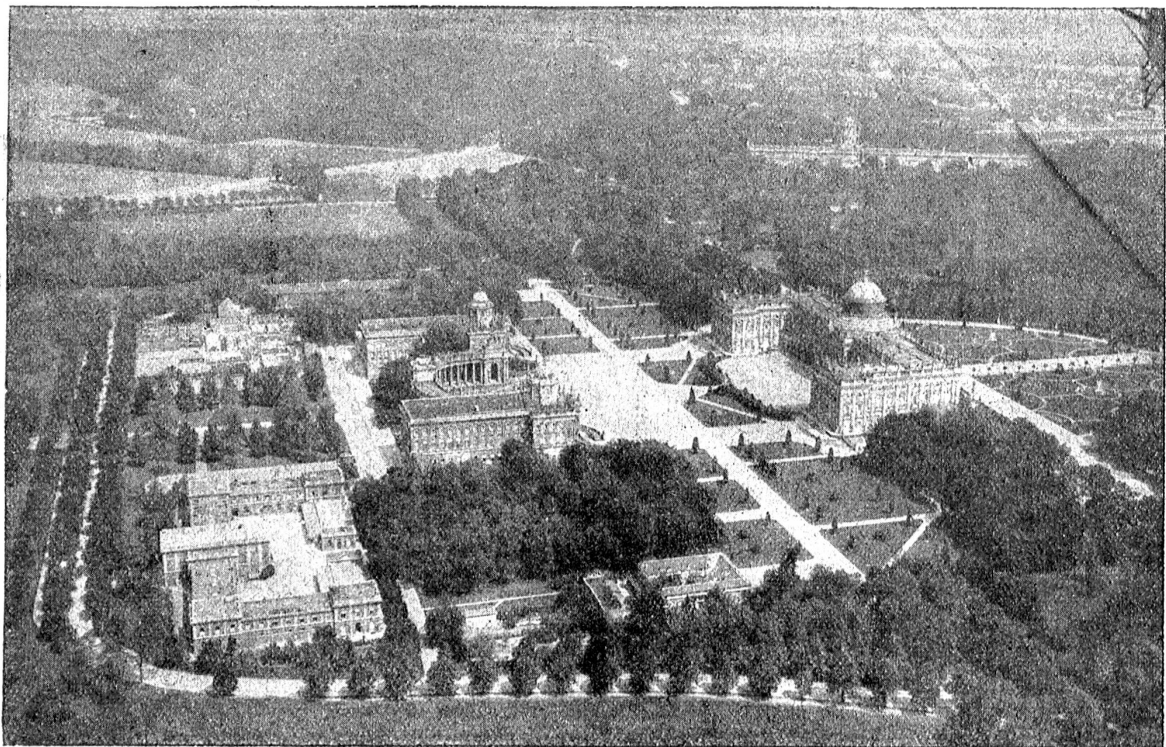
Sanssouci, die Orangerie und die historische Mühle.

Wien und Budapest trugen wir noch starke Eindrücke vom Frühjahr her mit uns herum — schon einigermaßen gestillt hatten, war das neue große Deutsche Museum, an dem Berlin schon seit Jahren arbeitet, noch nicht vollendet; hier, in einem massiven riesigen Zentralbau mit zwei Flügeln, soll künftig die gesamte Kunst der deutschen Nation eindruksvoll zum Worte kommen. Zum Glück für uns geplagte Bädererträger war auch das Schloß, das seither wie die Hofburg und Schloß Schönbrunn in Wien, in ein öffentliches Museum umgewandelt worden ist, noch nicht eröffnet. Wir hätten dem Drange, jenes historische Zimmer zu sehen, wo Wilhelm II. seine Kriegsvorräte aufgespeichert hatte, kaum widerstehen können, und dann wäre es wohl zur Katastrophe gekommen, d. h. zum knock out unseres leiblichen Adams, dem wir damals mit kluger Berechnung auszuweichen wußten. Denn dieses Gefühl täuschte uns sicherlich nicht: Eine „Führung“ mehr auf dieser strapaziösen Reise, und wir wären zusammengelappt. Wir sagten uns das nach Potsdam, nachdem wir Sanssouci, die Orangerie und das Neue Palais — drei „Führungen“ an einem einzigen Nachmittag! — durchgemacht hatten. Etlliche hatten wir damals schon hinter uns, da wir von Halle, Leipzig und Dresden herkamen, und ihrer viele: Lutherhaus, Schiller- und Goethehaus, Wartburg, Römer ic. standen uns noch bevor, da wir über Wittenberg, Weimar, Eisenach und Frankfurt heimwärts fahren wollten. Viele Leser werden fragen, was denn unter einer „Führung“ zu verstehen sei. Sie sollen sich einen Trupp neugieriger Menschen, wie der Zufall sie vor den Türen eines Museums zusammenreibt, denken; diesen Trupp führt ein betretter Diener, dem die Sonntagsnachmittagslangeweile im Nacken sitzt, durch Säle und Gänge, indem er ihnen eintönig, wie ein Sprechautomat, die Ahnenbilder, die Möbelstile, die Gobeline, die Stehuhren und all die hundert Preciosen eines Kaiserschlosses erklärt. Keine Möglichkeit, sich zu verweilen, einen Gegenstand näher ins Auge zu fassen, an Orten mit intimen historischen Stimmungen sich hinzusetzen und zu träumen. Man wird geführt wie eine Herde Schafe durch einen Garten mit Blumenbeeten. Daß ja keines eine Blume abknipft, ein Beet betritt! Wie peinvoll dieses Geführtwerden ist, das

empfanen wir nicht im „Neuen Palais“, wo man sozusagen auf den Spuren Wilhelms des Unglückseligen wandelt, wohl aber im „Sanssouci“. Da, im niedlichen Rokoko-sälchen, wo Spinett und Flöte von den Musikkollegen des Großen Friedrich erzählen, im prunkvollen Gesellschaftsalon, wo der König Tafel gab, wie Adolf Menzels genialer Stift es uns schildert, im Voltaire-Zimmer mit seinen spöttischen Schnörkeln und Anspielungen an die Schwächen des französischen Zynikers, da haben wir diese an sich begreifliche und lobenswerte Einrichtung recht unchristlich verflucht.

Potsdam! Es war übrigens ein stillfriedlicher Sonntag, was wir da draußen erlebten. Nicht um vieles Geld gäbe ich diese Erinnerungen her! Einmal hat mir jener Befehl gesagt, daß die Vorstellungen von Militarismus und Monarchismus, die sich aus der Wilhelminischen Epoche her mit diesem Begriff verknüpfen, heute Geschichte sind. Keiner einzigen Püchelhaube begegneten wir da, wo es wohl ehemals von Garnisonstruppen gewimmelt, wo vor jedem Tore eine Wache mit aufgepflanztem Bajonett gestanden und wo schnarrende Kommandorufe und Sporengeklirr die Stille der kunstvollen Gärten und Parke gestört haben mögen. Wir sagten uns: Entweder war schon ehemals dieses Potsdam nicht so, wie man es wahr haben wollte, oder dann ist es versunken in die Tiefe der Vergessenheit, ein Bineta der deutschen Geschichte. Diese Beobachtung eines friedlichen, militärlosen Deutschland hat uns Schweizern im tiefsten Herzen wohlgetan. Gibt doch dieser Zustand die Garantie für eine Entwicklung zur Demokratie, die uns dem deutschen Volke geistig wieder näher führen muß. Wir verspüren in Deutschland wieder geistige Heimatluft, seitdem wir unbeenagt von der Atmosphäre des Militarismus an den klassischen Stätten der deutschen Kunst und der deutschen Art verweilen können. Freilich, Berlin ist keine solche Stätte und das Scheiden wird einem nicht schwer, zumal wenn Augusthüte den Aufenthalt in den Kunstkabinetten und Sammlungsälen schier zur Unmöglichkeit macht.

Doch nein, undankbar müßte ich mich schelten, wenn ich nicht noch zweier schöner Erinnerungsmomente gedächte, die uns der Berliner Aufenthalt hinterließ. Da muß ich nach-



Das Neue Palais.

tragend einmal der schönen Fahrt auf der Havel, der Wanderung durch den Babelsberger Schloßpark gedenken. Muß korrigierend berichten, daß der Berliner noch andere Bergnügen kennt und schätzt als Sport und Tingeltangel; daß er Sonntags wandervogelmäßig auszieht, mit Kind und Regel, mit Angelschnur und Malgerät und mit leichtem Zelt bepackt, das er irgendwo in Busch und Wald am wunderlieblichen Griebnitzer-, Havel-, Jungfern- oder Heiligensee aufschlägt, vielleicht gegenüber einer der zahllosen Villen oder einem der Schlösser, die hier aus märchenhaften Anlagen ins Blau des Sees hineinguden.

Dann muß ich der Vollständigkeit wegen und aus Dankbarkeit für erlebte Genüsse noch erzählen von jener Charlottenburger Familie, in die wir uns wie an einen heimischen Herd flüchten konnten aus dem Trubel der Großstadt. Wenn ich sage, daß wir dort berndeutsch sprechen durften — eine Bernerin, die ihre Heimat nie vergessen wird, waltet dort als liebe und tüchtige Hausfrau — dann schenkt man mir die weitere Begründung dafür, daß ich auch dieses Erlebnis noch buche als ein positiver Posten in meinen Berliner Erinnerungen. — Nun hast du, Freund Ueli, das Wort. Sollte ich irgendwo falsche Farben oder zu dick aufgetragen oder wesentliche Linien vergessen haben, so laß es mich und unsere Leser wissen. H. B.

## Salzbach und Konforten in Wien.

Aus „Die Goldsucher von Wien. Eine Begebenheit unter Schiefern“ von Peter Hamp, Basel, Rhein-Verlag.

(Siehe Buchbesprechung.)

„... Sie kennen diese arme Stadt durch und durch. Wollen Sie Herrn Salzbach helfen, dem auf die Spur zu kommen, was er sucht?“

„Eine Goldmine?“

„Nein, leere Lokale.“

„Das ist fast ebenso schwer. Wien ist überbevölkert. Man kennt die Einwohnerzahl nicht genau: etwa zwei Millionen fünfhunderttausend. Darunter sehr viel ungewisse Bevölke-

rung: die aus den abgetrennten Reichsteilen ausgewiesenen Oesterreicher kommen, andere fliehen vor dem Hungertod. Die Wiener Friedhöfe füllen sich und leeren doch die Häuser nicht. Obdachlose studieren täglich die Todesanzeigen in den Zeitungen durch und laufen zu den Adressen, um des Toten Behausung zu übernehmen.

Gehen wir in den sechszehnten Distrikt.“

Sie gingen zu dritt: Aldridge, Salzbach und Coutance, in die Kreitnergasse, wo sich ein Ballsaal befand, dessen Besitzer ihnen sagte:

„Ich vermiete Ihnen das Lokal als Warenlager, wenn Sie die Beschlagnahme durch die Stadt abwenden können.“

Denn es war als städtisches Asyl für Obdachlose requiriert. Auf nackten, ungehobelten, ganz frisch gesägten Holzpfosten lagen Strohmatten längs an den Wänden des mit ärmlichem Papierschmuck noch belegten Tanzsaals. Frauen saßen auf dem Rand dieser rauhen Lager und ließen die Hände fallen, denn es war kein Garn da zum Nähen, keine Seife zum Waschen. Selbst die gewöhnliche Näh- oder Stickerarbeit war diesen Frauenfingern verlagert, weil alle Textilstoffe fehlten.

„Jede diesen Händen verlorengegangene Arbeitsstunde ist ein Goldstück weniger im Vermögen Oesterreichs. Hier könnten 300 Nähmaschinen untergebracht werden.“

Der Geruch der lange nicht gewechselten Körperwäsche und der auch schlecht gewaschenen Menschen drang zu den Besuchern. Aus dem Schatten dieser gräßlichen Räume brannten Kinderaugen. Die Leiterin dieses Unterschlupfs, die ausnahmsweise eine weiße Bluse trug, kam den unerwarteten Fremden mit strenger Haltung entgegen. Salzbach und Coutance staunten über die aufmerksame und milde Anrede des Amerikaners, der genau die notwendigen Worte fand, um diese aegen die ungenierten Sieger gereizte Oesterreicherin zu befähigen:

„Herr Salzbach, Herr Coutance aus Paris. John Peter Aldridge aus San Francisco.

Wir kommen nicht, Frau Direktorin, um uns mit dem Anblick dieser armen Menschen zu zerstreuen. Wenn Ihnen unsere Sympathie angenehm ist, wollen wir sie Ihnen be-